

Heinz Hillmann

Lebendiger Umgang mit den Toten – gestärkte Gegenwärtigkeit

Uwe Johnson, *Jahrestage*. Aus dem Leben von Gesine Cresspahl (1970–83)

aus: Heinz Hillmann und Peter Hühn (Hg.)

**Lebendiger Umgang mit den Toten –
der moderne Familienroman in Europa und Übersee**

S. 389–419

Hamburg University Press

Verlag der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg

Carl von Ossietzky

Impressum

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de/> abrufbar.

Die Online-Version dieser Publikation ist auf den Verlagswebseiten frei verfügbar (*open access*).

Die Deutsche Nationalbibliothek hat die Netzpublikation archiviert. Diese ist dauerhaft auf dem Archivserver der Deutschen Nationalbibliothek verfügbar.

Open access über die folgenden Webseiten:

Hamburg University Press –

http://hup.sub.uni-hamburg.de/purl/HamburgUP_HillmannHuehn_Familienroman

ISSN (Print) 2195-1128

ISSN (Internet) 2195-1136

Archivserver der Deutschen Nationalbibliothek – <http://deposit.ddb.de/index.htm>

Persistent Identifier: urn:nbn:de:gbv:18-3-1304

© 2012 Hamburg University Press, Verlag der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg
Carl von Ossietzky, Deutschland

Produktion: Elbe-Werkstätten GmbH, Hamburg, Deutschland
<http://www.elbe-werkstaetten.de/>

Veröffentlicht mit Unterstützung der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung, der
Abteilung Wissenschaftsförderung der Universität Hamburg und der
Mara und Holger Cassens-Stiftung

Inhalt

Einführung. Forschungslage

Heinz Hillmann und Peter Hühn

Nachdenken über Familiengeschichten

7

Kapitel 1

Heinz Hillmann

**Die Patriarchengeschichte im Alten Testament und ihre Fortschreibung
in *Die Kinder unseres Viertels* (1959/67) von Nagib Machfus**

39

Kapitel 2

Peter Hühn

Schauerliche Familiengeschichten: zur Plot-Struktur englischer ‚Gothic Novels‘ 85

Horace Walpole, *The Castle of Otranto* (1764), Matthew Lewis, *The Monk* (1796) und
Mary Shelley, *Frankenstein* (1818)

Kapitel 3

Robert Hodel

**Vom archaischen zum modernen Familienroman in den slavischen
Literaturen: vom späten 19. Jahrhunderts bis zur Stalinzeit**

105

Lev Tolstoj, *Anna Karenina* (1873–77), Andrej Platonow, *Čevengur* (1927–29) und andere

Kapitel 4

Solveig Malatrait

**Vom Fresko zum Mosaik? – Evolutionslinien des Familienromans im
Frankreich der Moderne**

141

Von Émile Zolas *Rougon-Macquart* (1871–93) zu Jean Rouauds *Les Champs d'honneur* (1990)

Kapitel 5

Heinz Hillmann

**Der Abstieg einer Kaufmannsfamilie im Fortschrittsjahrhundert und
der Aufstieg einer Unternehmerfamilie**

171

Thomas Mann, *Buddenbrooks. Verfall einer Familie* (1901) und Rudolf Herzog, *Die Wiskottens* (1905)

Kapitel 6

Peter Hühn

Von der archaischen Groß- zur modernen Kleinfamilie im britischen Kolonialreich 223

V. S. Naipaul, *A House for Mr Biswas* (1961)

Kapitel 7

*Peter Hühn***Der Verfall der traditionellen Familie und die Entstehung alternativer Kleinformen**

251

Virginia Woolf, *The Waves* (1931) und *The Years* (1937)

Kapitel 8

*Klaus Meyer-Minnemann***Familie im hispanoamerikanischen Roman**

287

Gabriel García Márquez, *Cien años de soledad* (1967) und Isabel Allende, *La casa de los espíritus* (1982)

Kapitel 9

*Peter Hühn***Die Konstruktion der Familie als Spiegel der modernen Gesellschaft in einer traditionellen Kultur**

317

Salman Rushdie, *Midnight's Children* (1981) und *The Moor's Last Sigh* (1995)

Kapitel 10

*Inge Hillmann***Die lähmende Gegenwart einer dunklen Vergangenheit – eine amerikanische Südstaatenfamilie**

353

William Faulkner, *Absalom, Absalom!* (1936)

Kapitel 11

*Heinz Hillmann***Lebendiger Umgang mit den Toten – gestärkte Gegenwärtigkeit**

389

Uwe Johnson, *Jahrestage. Aus dem Leben von Gesine Cresspahl* (1970–83)

Kapitel 12

*Heinz Hillmann***Erschwerter Abschied und schwierige Vergegenwärtigung: deutsche Familiengeschichten um die Jahrtausendwende**

421

Wibke Bruhns, *Meines Vaters Land. Geschichte einer deutschen Familie* (2004) und Stephan Wackwitz, *Ein unsichtbares Land. Familienroman* (2005)**Die Autorinnen und Autoren**

454

Kapitel 11

Lebendiger Umgang mit den Toten – gestärkte Gegenwärtigkeit

Uwe Johnson, *Jahrestage. Aus dem Leben von Gesine Cresspahl*
(1970–83)

Heinz Hillmann

„Uwe Johnsons große Fähigkeit ist, deutsche Geschichte darzustellen als Familiengeschichte“ – so steht es kurz und bündig im ersten der vier Bände umfassenden Taschenbuchausgabe der *Jahrestage* von 1988, als der Familienroman schon ins Blickfeld zu rücken begann. 18 Jahre früher, als Johnsons Roman zu erscheinen begann, war im Klappentext eher nur beiläufig von der „Familiengeschichte der Cresspahls“ die Rede gewesen.

Doch in der Tat war hier, einsam und früh, schon in den Jahren 1970 bis 1973 und dann mit dem letzten Band 1983 ein Familienroman in Deutschland zur Welt gekommen. Denn die von Gesine Cresspahl, der Zentralgestalt, erzählten Geschichten reichen über vier Generationen von den Papenbrocks bis in die Gegenwart, ähnlich wie 100 Jahre früher die vier Generationen der Buddenbrooks. An deren Namen wird, wohl kaum zufällig, erinnert, auch wenn in den *Jahrestagen* natürlich nicht nur anderes, nun das 20. Jahrhundert, sondern auch ganz anders erzählt wird. Denn Thomas Mann hat noch souverän und in der Haltung der Unberührbarkeit als ein allwissender Erzähler auf Gestalten und Zeiten von einem festen Standpunkt zurückgeblickt und die Familie von ihrem Gründungsvater über alle folgenden Generationen chronologisch heran erzählt. In diesem modernen Roman wird die Vergangenheit mitten aus den schwierigen Gegenwartssituationen heraus vergegenwärtigt, immer angestoßen von den Ereignissen der Tage eines Jahresablaufs.

Uwe Johnson hat ein solch gefährdetes, von mehreren Personen und aus ihren Perspektiven vorgetragenes Erzählverfahren von William Faulkner

aus Amerika nach Deutschland herübergeholt, eine avancierte westliche Technik, schon mit den *Mutmaßungen über Jakob* (1959) in die DDR importiert. Das war eine revolutionäre Technik gegenüber der verordneten einen richtigen Sicht der Partei auf das eigene Land und die Bundesrepublik. Nun wird sie mit den *Jahrestagen* noch einmal erheblich ausgeweitet auf West wie Ost, auf die Gegenwart wie die Vergangenheit, auf viele Stimmen und Blicke, auch wenn Gesine die vermittelnde, gleichsam moderierende Hauptstimme hat. Doch auch sie nur im Dialog, im Gespräch mit ihrer Tochter Marie, deren Fragen sie aufnimmt und fortspinnt, ganz ähnlich, wie das in Faulkners *Absalom! Absalom!* (1936) geschah (Kapitel 10). So bilden sie ein Erzählerinnen-Paar auf der schwankenden Welle der Zeit, mitten in einer Krise der Welt.

Von hier aus werden die Großeltern Papenbrock memoriert, als Leitbilder sicher nicht. Weder der Großvater Albert mit seiner Frau und noch weniger ihre zwei Söhne. Eher schon verdienen ihre beiden Töchter Achtung in einer nationalistischen und nationalsozialistischen Staats- und Familien-Geschichte. Aber auch Lisbeth Papenbrock wird man nicht vorbildlich nennen können, obwohl sie zuletzt in der Pogromnacht des ‚Dritten Reiches‘ verwirrt und würdig handelnd zugrunde geht. Sie ist, mit dem Sozialdemokraten Cresspahl verheiratet, die Mutter Gesines, deren Tochter Marie ist, das Kind ihrer Liebe zu Jakob Abs, der Hauptgestalt aus den *Mutmaßungen*, der auf den Gleisen gestorben ist oder sterben wollte, auf denen die Panzer und Truppen der DDR gegen die Erhebung in Budapest transportiert wurden. Schon die Reihe der Töchter, diese weibliche Genealogie von Lisbeth über Gesine zu Marie, lässt die Betonung der Frauenschicksale in einer Geschichte erkennen, die sie erleiden, erleben, bewältigen müssen und im Erzählen erhellen wollen. Sie sind die Heldinnen dieses Romans.

Die Geschichte der Papenbrocks wird nur in Blöcken und bruchstückhaft erzählt, und auf ihre Kontinuität, ihre Dauer und ihr Fortleben ist auch kein Wert mehr gelegt. Die Abs oder Cresspahls, Gesines Eltern, bekommen so gut wie gar keine weiter zurückreichende Geschichte. Eine große, weit verzweigte Mehrgenerationenfamilie als Held der *Jahrestage*, davon kann also gar keine Rede sein. Und so sind sie auch keine „Familiensaga“, wie es in der Taschenbuchausgabe steht, und wie sie mit John Galsworthys *Forsyte Saga* (1906–21) die englische und mit Faulkners *Absalom! Absalom!* die amerikanische Literatur kennt. Aber auch wenn die Familie nicht der Held von Johnsons Roman ist, sind doch die Bruchstücke ihrer Geschichte

tatsächlich die Fundamente, auf denen die ‚deutsche Geschichte‘ errichtet wird, vom zu Ende gehenden Kaiserreich über die Weimarer Republik und den Nazistaat bis in die Nachkriegszeit, den Aufbau der DDR und der BRD und ihre Krisen bis Ende der Sechzigerjahre.

Die Zeit jedoch, in der Gesine der Tochter Marie die Geschichten und die Geschichte erzählt und mit ihr in Amerika lebt, die *New York Times* die Gegenwart immer miterzählt, ist das Krisenjahr vom 20. August 1967 bis zum 20. August 1968. Das sind die genau bezeichneten Daten der Jahrestage, in die auch Amerikas Vietnam-Krieg und der russische Einmarsch in Prag fallen. Mit dieser raumzeitlichen Ausweitung wird Familiengeschichte nicht nur als deutsche, sondern als Weltgeschichte erzählt; und auch nicht nur durch Analogie als Teil für das Ganze, das Kleine fürs Große und Größte, sondern Gesine und D. E., der sie liebt, sind direkt verwickelt in die West-Ost-Konflikte ihrer Zeit, die D. E. wie schon Jakob Abs nicht überlebt. Eine solche Gesamtkonzeption hatte Johnson bereits mit den *Mutmaßungen* von 1959 entwickelt, auch dort waren die Besetzung des Suezkanals durch Amerikaner und Briten und der Einmarsch des Ostblocks in Budapest die Weltereignisse, die das Paar Jakob und Gesine trennen und zerstören. Diese Geschichte bildet aber nicht nur den Hintergrund des neuen Romans, in dem der russische Einmarsch in Prag zugleich mit dem Amerikas in Vietnam erzählt wird, sondern sie wiederholt sich in neuer Konstellation und wird auch noch einmal erzählt von Gesine und für Marie.

*

Die *Mutmaßungen* allerdings haben, trotz der ähnlichen Konzeption, noch keine Familiengeschichte. Sie stehen eher dem Zwei-Generationen-Roman nahe, einer typischen Romanstruktur der frühen Sechzigerjahre, die in Ost wie West die neuen, jüngeren Generationen der inzwischen aufgebauten Staaten den Elterngenerationen der NS-Zeit gegenüberstellt, wie etwa Günter Graß' *Blechtrommel* (1959) oder Heinrich Bölls *Ansichten eines Clowns* (1963) in der Bundesrepublik, Christa Wolfs *Geteilter Himmel* (1963) oder Erik Neutsch' *Spur der Steine* (1964) in der DDR. In der BRD ist das eine Konstellation der sogenannten Vergangenheitsbewältigung, der Auseinandersetzung mit den in den Nationalsozialismus verwickelten Eltern und besonders mit den Vätern. Diese Tendenz, in der DDR schwächer entwickelt, ist erkennbar in den Herrfurts des *Geteilten Himmels*, aber viel stärker

geht es hier um das neue Selbstbewusstsein der Jungen gegenüber dem etablierten sozialistischen Staat und seinen älteren Funktionären, wie in allen diesen ‚Anspruchsromanen‘.

Wenn nun Johnson die *Mutmaßungen* rund 20 Jahre später wieder aufnimmt und mit den *Jahrestagen* zum Viergenerationenroman erweitert, so ist das eine Verschiebung, die vielleicht ein Licht werfen kann auf ein eigentümliches Phänomen, das merkwürdige Schwinden des Familienromans in Deutschland seit den *Buddenbrooks* (1901), sowie das damit bestehende Defizit einer differenzierteren und zugleich weiter, über die Väter und Mütter hinausreichenden literarischen, personen- und familiennahen Erkundung deutscher Geschichte. Erst die Väterromane der Achtzigerjahre bereiten ein solches Muster wieder vor: Sie blicken weiter zurück auf Bedingungen des Aufwachsens dieser Generation, eine Tendenz, die die Familienromane um das Jahr 2000 dann aufnehmen und fortsetzen können. – Im Prinzip aber hätte das ja schon früher geschehen, hätte die Wiederaufnahme etwa der Verfahrensweise der *Buddenbrooks* die starre Enge des Blicks auf die NS-Verwicklungen der älteren Generation erweitern und vertiefen können. Warum ist das nicht geschehen? Lag es nur an der dringlichen Gegenwart, dem Schweigen und Fortwirken rechter Kräfte in der BRD; der Herrschaft der älteren strategischen Führungseliten Moskauer Prägung im Machtapparat von Partei und Staat in der DDR sowie dem Pathos einer neuen Gesellschaft und eines neuen Menschen, von dem jene nur sprachen, ohne den Anspruch der Jüngeren einlösen zu wollen oder zu können? Es scheint mir interessant, eine solche Frage einmal zu stellen, weil sie die Rolle unseres Genres im politisch-sozialen Prozess erhellen kann. Warum gab es solche Romane nicht schon nach dem Krieg und in den schwierigen Zeiten der Sechzigerjahre? War es wirklich nur der Druck, den die Gegenwart ausgeübt hat, und später erst eine gewisse Distanz der Entfernung, die die literarischen Grenzen allmählich erweiterten? Unterschätzen wird man solche Realitäten außen und innen nicht, doch warum sollte man nicht auch dem literarischen Sprechen, bestimmten Formen und Genres, die es dafür entwickelt hat, vertrauen und sich ihrer lösenden Kräfte anheim geben können.

Wenn Johnson selbst so vergleichsweise früh mit einem Familienroman dieser Art beginnt, dann hängt es wohl einerseits mit einer persönlichen Eigenart zusammen, einer Art narrativer Treue und wohlwollend kritischer Forschungslust gegenüber einmal geschaffenen Personen aus voraufgehen-

den Werken, die er wieder aufnimmt in späteren Werken, um sie hier vor in die Zukunft und weiter zurück zu erzählen: So bekommt etwa Heinrich Cresspahl nach den *Mutmaßungen* eine sorgfältig ausgearbeitete, fast historiographische Skizze im *Versuch einen Vater zu finden* (1988), die, seine Biographie in Weimarer Republik und Kaiserreich rekonstruierend, dann auch in die *Jahrestage* eingeht. Es hängt andererseits auch damit zusammen, dass er bei Faulkner dafür die geeignete Erzählweise personaler Rückgriffe über mehrere Generationen fand und aufnehmen konnte. Hinzukommt aber, und das möchte ich stark betonen, dass er bei Faulkner auch eine sehr fatale Schuld- und Verstrickungsgeschichte vorfand, die den deutschen Familienroman gleichsam herunterholte vom hohen Ross.

Die *Buddenbrooks*, dieser exemplarische Roman in Deutschland, waren old-fashioned, elegisch, ästhetisch edel, wie ein schönes Museum mit diesem gleich eingangs beschriebenen großzügigen Haus in der Mengstraße, in das man lesend noch einmal eintreten, sich mit den Gestalten zu lecker bereitetem Mahl und gepflegtem Gespräch setzen und überhaupt anspruchsvoll mit ihnen leben konnte. Selbst wenn sie unglücklich wurden, so hatten diese Menschen nichts Schlimmes verbrochen oder auch nur irgendwie klein und opportunistisch gehandelt. Dazu bei aller damaligen Modernität vornehm erzählt, mit dieser Ruhe, Distanz und verstehenden Ironie, der Eleganz der kurzen Kapitel, der so gefällig gegliederten Dauer seiner elf Teile. – Das alles war vor dem ersten der großen europäischen Kriege untergegangen, vorbei in der Wirklichkeit wie in der Literatur. Es hatte deshalb nicht Schule gemacht als entwickeltes Genre, als belletristische software, die sich leicht reproduziert, und niemand hatte sie, meines Wissens, auf weniger hoher Ebene wiederholt, fortgesetzt in der Weimarer Republik. Wäre es überhaupt möglich gewesen so etwas wie die kleinbürgerlichen *Buddenbrooks* zu erzählen, oder selbst die einer etwas besser gestellten Bürgerfamilie, wie die der Papenbrocks?

Die Nationalsozialisten haben thematische und erzählerische Modernität, soweit sie sich in der Weimarer Republik entwickelt hatte, als entartet bezeichnet, in Deutschland die eigenen Traditionen derart verbannt und zerstört, sodass nach dem zweiten großen Krieg im Westen wie Osten solche Konzepte und Schreibweisen nicht mehr selbstverständlich verfügbar waren. Dass Johnson ausgerechnet in der DDR, die doch der von ihr so genannten Dekadenz und dem Formalismus auch nicht gerade hold war, in eben dieser Weise zu schreiben begann, ist sicher bemerkenswert und

hängt mit dem Widerstand gegen soviel provozierend offizieller Borniertheit und Dogmatismus zusammen, der dennoch, und sogar wissenschaftlich begründet, zu wissen behauptete, wie Dinge waren, wurden und sind.

So war, nach den inzwischen weit entfernten *Buddenbrooks*, kein modernes, mittleres oder niederes Genre eines Familienromans entstanden, auf das die Autoren nach dem zweiten Weltkrieg hätten zurückgreifen können. Gibt es aber kein solches Genre, das Verleger, Leser und Autoren in ein erwartbares, eingespieltes Verhältnis bringt, dann ist es natürlich besonders schwer und aufwendig für einen Autor, ohne tradiertes und eingeführtes Muster einen ‚niederen‘ Familienroman zu schreiben, der den schlimmen Zeitläufen der deutschen Geschichte gewachsen ist.

Uwe Johnson ist das deshalb erst auf den Spuren Faulkners gelungen. Bei ihm wird der Generationenroman zum Erkundungsmuster für längerfristige Mentalitäten und weitergereichte Erbschaften, die gerade nicht die Dauer der Familie garantieren sollen, sondern ein Gedächtnis für die kritische Nutzung in der Gegenwart bereitstellen. Johnson hat ein kleines, alltäglich beachtliches und manchmal auch mieses, ja böses Familiengeschehen erzählt, das als ein solches uns nicht einfach Achtung, wohl aber aufmerksamste Beachtung abverlangt. Und doch fehlen nicht darin die Gestalten, die mit angefochten bedachtsamer Stärke mit ihrer Zeit umgehen können. Er hat ein großes Epos mit kleinen Leuten geschaffen, nicht Helden, die Vor- oder Schreckbilder wären wie in einer erhabenen Gattung, sondern mittleren Charakteren, die uns ähneln und Denkbilder darstellen im Roman, wie über ihn hinaus.

Es hat deshalb keinen Sinn, über sie aus der Ferne im Großen und Ganzen zu sprechen. Wir müssen uns in ihre kleineren, alltäglichen Verhältnissen hineinbegeben und sie dort studieren. Das soll jetzt in zwei Schritten geschehen.

*

Jahrestage – das sind wie ein Geburtstag oder das Weihnachtsfest die Erinnerung oder die Wiederholung eines Ereignisses der Vergangenheit, an einem bestimmten Datum. Aber so einfach sind die Jahrestage dieses Romans nicht gestaltet. Weder das Datum stimmt immer, noch wird ein Ereignis erinnert oder erzählt, das gleich oder auf deutliche Weise ähnlich wäre. Dennoch sind das vergangene und das gegenwärtige Ereignis aufein-

ander bezogen, nur sind diese Beziehungen indirekter, verdeckter, man muss sie suchen und denken – aber dann hat man auch etwas davon, wie Gesine und Marie im Erzählen und Vergleichen – und wir, indem wir ihrem Gespräch folgen. Ein Beispiel sei der 20. Oktober 1967. Er wird mit dem 2. und 3. März 1933 zusammen- oder ihm gegenübergestellt, ist also, wie alle Jahrestage ja sind, zweiteilig.

Drei Nachrichten (aus der *New York Times*) bilden den ersten, gegenwärtigen Teil. Die erste Nachricht ist eine Aufzählung der amerikanischen Toten (13 907) und Verwundeten (88 502) im Vietnamkrieg seit 1961. Die zweite berichtet von einer Demonstration, einem Studentenprotest des Brooklyn-College gegen zwei Werbeoffiziere der US-Marine, also indirekt gegen den Vietnamkrieg. In deren Verlauf schlägt ein Beamter auf eine „kleinere, mädchenartige Person mit einem Knüppel ein“. Das Foto wäre, fügt der Erzähler hinzu, „für eine Fahndung nach ihm [...] geeignet“. Die dritte Nachricht schließlich ist die Ankündigung einer Demonstration in Washington, wo Truppen einer Luftlandedivision zum Schutze des Pentagons eingetroffen sind (194).

Das ist der durchaus typische erste Teil eines Jahrestags im Roman. Der Krieg in Vietnam und die Zahl der Toten und Verwundeten, der Protest gegen den Krieg, der oft, wie hier auch, fast zum inneren Krieg der Polizei und des Heeres gegen die Protestierenden wird, die oft an anderen Tagen gegen Verarmung, Arbeitslosigkeit, Rassendiskriminierung und Ghettoisierung kämpfen. Angedeutet ist in diesem inneren Krieg eine Art Rechtsverletzung auf der staatlichen Seite: Der gewalttätige Knüppelschlag des Beamten und dessen staatliche Duldung und Nichtverfolgung, denn das Foto „wäre“ ja nur für eine Fahndung geeignet, es wird nicht wirklich dafür genutzt. Das lässt sich natürlich als Kommentar des Erzählers lesen, aber auch als die nicht weiter erwähnte Assoziation der Zeitungsleserin Gesine verstehen, die ja immer mit dem ‚Genossen Schriftsteller‘ kooperiert.

Alle Vorgänge dieser Gegenwartspartien sind knapp und allgemein, das heißt summarisch erwähnt oder, wie wir das nennen, berichtet; nicht aber singularisch mit einzelnen Ereignissen, persönlich erzählt – mit Ausnahme des auf das Mädchen einschlagenden Beamten.

Genau umgekehrt ist die folgende Vergangenheitspartie gestaltet, sie ist 14-mal so lang und erzählt nur einen einzigen Tag, die darauf folgende Nacht und den Morgen: In dieser Zeit reist Cresspahl im März 1933 von London nach Jerichow, mit den Zwischenstationen Hamburg und Lübeck.

Es ist eine Reise aus der (kapitalistischen) Demokratie Englands in die beginnende Nazidiktatur Deutschlands. Cresspahl, der sich im englischen Richmond eine passable Stellung als Werkmeister in einer Schreinerei und damit ein auskömmliches Leben mit seiner Frau Lisbeth im Ausland gesichert hat, kehrt zu ihr nach Hause zurück. Eine durchaus zwiespältige Rückkehr, auch persönlich, aber vor allem politisch als ungewollte, aber unvermeidliche ‚Heimkehr ins Reich‘ der Nazis, die ja am 30. Januar die Macht übernommen hatten. So wird Cresspahls Reise zu seiner schwangeren Frau, wird dieses Familienereignis des Vaters von Gesine und Großvaters von Marie zu einer Ereignisreihe innerhalb des Unrechts- ja Verbrecherstaats.

Familien- und Nationalgeschichte berühren, ja schneiden sich, und darauf kommt es dem Erzähler an. Genauer, um es schon einmal knapp vorweg zu nehmen, öffnet diese besondere Metonymie Johnsons einen narrativen Fächer verschiedener familialer und persönlicher Verhaltensweisen gegenüber historischen, überpersönlichen Ereignissen.

Das erzählerische Vergleichen von Vergangenheit und Gegenwart, von Amerika und Deutschem Reich, aber dort auch zwischen den verschiedenen Gruppen, Institutionen oder Familienmitgliedern wird zum beherrschenden Verfahren. Ein gleitendes, schräges oder kunstfertiges Vergleichen, das nicht nach Vorbild und Schreckbild ordnet, sondern kreatives Entdecken ermöglicht. So ist an unserem 20. Oktober vielleicht eine gewisse Ähnlichkeit zwischen dem staatlich militärischen und politischen Macht- und Unrechtsgebaren im Amerika des Vietnamkriegs mit den gewaltsamen Übergriffen der braunen Privatarmee nach der Machtübernahme 1933 in Deutschland erkennbar. Aber die sich ausbreitende Protest- und Demonstrationsbewegung in Amerika blieb in Deutschland aus: Das ist eine wichtige Differenz, die engagiertes persönliches und kollektives Verhalten in Amerika jetzt ermöglicht, dort aber sehr erschwert oder unmöglich gemacht hat.

In Deutschland ist der Spielraum fast ganz auf ein eher persönliches Verhalten eingeengt. Unser Jahrestag erzählt zunächst zwei Fälle in deutschen Behörden – der erste bei Cresspahls Ankunft im Hafen von Hamburg, der zweite im Bahnhof von Lübeck. „Die Kerle vom Zoll in Hamburg waren auf eine wilde Art feierlich gewesen. Sie hatten ihn mit Namen beglückwünscht zur Heimkehr nach Deutschland“ (195). Die Zollbeamten verrichten ihren Dienst nicht normal sachlich oder unpersönlich, sondern

identifizieren sich mit der nationalen Erhebung und Euphorie, sie machen aus der Passkontrolle eine Feier der Heimkehr. Dieser Identifizierung in Hamburg stellt der Erzähler im Lübecker Bahnhof die Distanzierung eines Polizeibeamten gegenüber, der „im alten Polizeigrün zwar dem SA-Mann zugestellt ist“, sich aber gestisch und mimisch demonstrativ absetzt: „Der Polizist schien sich zu ekeln vor der Privarmee dieses Hitler, und Cresspahl hätte ihm beinahe zugenickt“ (195). Die beiden Ereignisse erzählen prägnant angepasstes versus resistentes Verhalten in offiziellen Behörden, die sehr entscheidend dafür sind, ob eine Diktatur epidemisch wird oder nicht – für die deutsche Justiz im ‚Dritten Reich‘ ist das ja genau diese ‚Ansteckung‘ typisch geworden.

Die beiden kleinen Ereignisse zeigen aber auch, wie der Kontakt zwischen Behörden und Privatpersonen die Epidemie fördern oder eingrenzen kann. Der Erzähler sieht ja zugleich mit Cresspahls aufmerksam prüfendem Blick, der die Resistenz bei dem Polizisten erkennt und wortlos bestärken möchte, er „hätte ihm beinahe zugenickt“. Dass er das dennoch nicht etwa demonstrativ tut, liegt an seiner umsichtig-vorsichtigen Art, die sich und den anderen nicht unnötig gefährden will. Cresspahl übt also schon bei seiner Rückkehr ins Reich eine doppelte Haltung ein. Ihm ist wohl noch aus seinem Aufwachsen im Kaiserreich die, auf einer lange gezüchteten deutschen Mentalität des Staatsvertrauens aufbauende Sympathie geläufig, sodass er sie auch mit dem loyal demokratischen Polizisten aufbringen kann. Aber Cresspahl kann sich, in anderen Situationen, einer solchen Sympathie auch als Täuschung, als Maske bedienen: „Dennoch legte sich Cresspahl ein hilfsbereites Wesen zu (mit dem er sein Lebtage Begegnungen mit Amtsträgern eingeleitet hat), als ob er in Geduld warten wollte, bis der Braune seine Papiere [...] befinde“ (195). Eine zivile Chuzpe gleich hier, die es ihm im Nazireich wie später in der DDR gestatten wird, loyal zu sein, wo es angebracht ist; oder es nur zu scheinen und resistent, ja widerständig zu werden, wo das notwendig wird – also zu handeln, ohne sich immer gleich zu gefährden, immer gleich dran zu sein.

Das unterscheidet ihn von seinem sozialdemokratischen Genossen Plath und dessen Frau, die er nun, nach der Ankunft in Lübeck, aufsucht. Er findet zunächst nur die aufgeregte und nach außen angepasste Frau, nicht aber den Mann zu Hause an, weil man den zur Teilnahme an einem Nazi-trauerzug gezwungen hat. Cresspahl reiht sich mit „angenommener benommener Miene“ ein in diesen Trauerzug für einen gestorbenen Offizier

mit Trommeln, Fahnen der Marine und Hakenkreuz, weil er auf diese Weise unauffällig neben dem Genossen gehen und dessen sonst nicht durchführbare, konspirative Briefübermittlung übernehmen kann. Cresspahl arbeitet subversiv, obwohl er sich von der SPD seit längerer Zeit entfernt hat und diese kritische Distanz bei seiner Teilnahme an einer geheimen Abendsitzung der SPD, an der er dann teilnimmt, auch bestätigt findet. Noch in der frühen Nacht wegen dieser Teilnahme verhaftet und seinem ebenfalls verhafteten Genossen Plath im Verhör gegenübergestellt, befreit er sich und ihn durch eine bedachtsamen und klug inszenierten Bemerkung über ihrer beider Teilnahme am ersten Weltkrieg, also einer auch von den Nazis anerkannten Vergangenheit. – Man muss, wie an diesen Beispielen deutlich wird, schon sehr genau lesen oder analysieren, wie subtil der Erzähler oder die Erzählerin Gesine den Vater beobachtet, um zu entdecken, wie man sich unter sehr erschwerten Bedingungen handlungsfähig erhält: Auch sie und Marie könnten das bei Gelegenheit in Amerika brauchen.

Der Vergangenheitsteil dieses Jahrestags nutzt aber zunächst einmal die persönliche Begegnung Cresspahls mit der schon verfolgten SPD und dem Reich zu einer Reihe von allgemein historischen Rückgriffen auf den Reichstagsbrand als politische Inszenierung der Verfolgung der Linken, auf deren gefährliche Absetzbewegungen voneinander, die offenbar zur Entfernung Cresspahls von der SPD beigetragen haben, sowie auch auf das taktische Zusammengehen von KPD und NSDAP in einigen Fällen im Reichstag, sodass die kleine Person Cresspahls diese großen Zusammenhänge vor Augen bringt, in denen sie steckt und handeln muss.

Genau das ist Familiengeschichte als deutsche Geschichte, von der die Taschenbuchausgabe allgemein spricht, eine hoch differenzierte Integration, die man deshalb bis in den Alltag und seine Einzelheiten hinein verfolgen muss. Sonst bleibt Uwe Johnsons große narrative Tugend unerkannt und ungenutzt, die freilegt, wie vertrackt und schwierig das Handeln in einem diktatorischen oder repressiven System ist, wo Mut und Anstand nicht ausreichen und ausgesprochen gefährlich sind. – Wie leicht dagegen sich später oder in einem andern System darüber reden und urteilen lässt. Die neue ‚Generation‘ dieser Art von Romanen löst erst das Defizit der allgemeinen Rede sowie ihrer literarisch noch zu einfach gestalteten Schuld- und Gegenrede in den älteren Romanen der Vergangenheitsbewältigung auf.

Uwe Johnson hätte, da Cresspahls Reise für die kleine Familie von untergeordneter Bedeutung ist, sie auch übergehen oder nur knapp andeuten können, dass Cresspahl zu spät zur Geburt seiner Tochter Gesine kommt, weil er verhaftet wurde. Wenn er sie dagegen so ausführlich erzählt, wird erst deutlich, wie Familiengeschichte in Nationalgeschichte gerät und deshalb miterzählt werden muss. Nur so wird umgekehrt auch deutlich, wie total und totalitär diese neue Welt noch bis in die kleinsten Alltagshandlungen hineinreicht und eine Ehe stört oder gar zerstören kann. An der Ehe des Genossen Plath, in dessen Haus Cresspahl die restliche Nacht nach der Verhaftung verbracht hatte, wird schon spürbar, was Cresspahl und Lisbeth noch schrecklich bevorsteht.

Die moderne Familie ist nicht nur kleiner geworden, sondern auch angreifbarer, leichter zerstörbar von außen wie innen als die ältere Großfamilie, weil ja fast alle ihre früheren Möglichkeiten und Funktionen nach außen verlagert wurden.

Es sieht so aus, als wäre bis weit ins 19. Jahrhundert hinein die Familie noch in sich geschlossener und weniger antastbar gewesen und als hätte deshalb ein Erzähler ihre Geschichte auch noch als in sich autonomer erzählen können. Ein vergleichender Blick zurück auf Thomas Manns *Buddenbrooks* und die dort erzählte Reise Tonis an den Timmendorfer Strand und zurück machen das unmittelbar deutlich. Toni flieht aus der Stadt vor der aufdringlichen Werbung des grässlichen Grünlich, verliebt sich in Timmendorf in den Studenten der Medizin Schwarzkopf und fährt dann gezwungen, mit dem Vater traurig aber fügsam zurück in die von der Familie arrangierte Ehe. Hier ist die ganze Reise, Flucht wie Rückkehr, nur von innen, durch die Familie bedingt, die die Liebe des Paares zerstört, wie sie die Zerstörung auch der späteren Ehe mit Grünlich vorbereitet.

Diese, einer älteren Zeit und dem relativ gehobenen Stand patrizischer Familien noch mögliche relative Unantastbarkeit durch die allgemeinen – sie wird ja schon in der Geschichte der Buddenbrooks durchlässiger, wie die durch eine übliche Versicherungskriminalität zerstörte dritte Ehe Tonis zeigt – ist modernen kleinen Familien nicht mehr gewährt. So werden äußere und innere Vorgänge durchsetzter, durchmischter, fataler, kleiner ja mieser und abstoßender. Täter und Opfer, Verhältnisse und Personen schieben sich fast ununterscheidbar ineinander, sodass aus dem ‚hohen‘ Familienroman um 1900 ein ‚niederes‘ Paradigma wird. Damit geht einher, dass das innerfamiliäre Erzählen auch nicht mehr die leuchtenden Ahnenlegenden

kennt, die den folgenden Generationen zum Vorbild werden, wie etwa Toni, wenn sie nach ihrer Rückkehr in der Familienchronik liest und sich dann nur noch wichtig ist als Glied in der Kette des Geschlechts. An die Stelle des vorbildorientierten Familiengedächtnisses tritt im neuen Familienroman deshalb ein höchst differenziertes, realistisch eindringendes ‚negatives‘ Erzählen der Altvorderen, das aber keineswegs als bloß negative Entleerung oder Erniedrigung geschehen muss. Ganz im Gegenteil sind gerade Gesines Erzählungen der Familiengeschichte und hier besonders das Schicksal ihrer Mutter Lisbeth höchst verständnisvolle Lernfelder – auch für ihre Tochter Marie im amerikanischen Leben, in dem rechtes Verhalten schwierig genug geworden ist. Ich werde das noch am Beispiel des schwarzen Mädchens Francine skizzieren, das Gesine und Marie vorübergehend aufnehmen. In dieser Tat wird praktisch, wofür das vergleichende Erzählen Mutter und Tochter sensibel und fähig gemacht haben; weshalb man die tägliche Praxis auch als die dritte Phase eines Jahrestags bezeichnen könnte.

*

Zunächst aber noch einmal zurück zu den Altvorderen, zu Lisbeth und ihrer Ehe mit Cresspahl, ihrer schwierigen Beziehung zu ihrer Tochter und vor allem zu ihrem zugleich ehrenvollen und entsetzlichen Tod – der dem Jakobs in den *Mutmaßungen* gar nicht so unähnlich ist.

Nehmen wir dafür die Gewohnheiten und Notwendigkeiten älterer Familien noch einmal auf, hier das Erstgeburtsrecht oder überhaupt Regeln der Weitergabe väterlicher Herrschaft und Gewalt, sei es durch ein materielles oder geistiges Erbe. Lisbeths Bruder Horst, Sohn des alten Albert Papenbrock, ist ein so schlechter Geschäftsmann wie schäbiger Nazi, er wird vom Vater zur Strafe und Erziehung erst einmal nach Südamerika geschickt; von Familiensinn ist bei ihm keine Spur. Ähnlich ist es bei dem anderen Sohn Robert. Und die beiden Töchter Luise und Lisbeth – auch sie sind nicht ganz ohne geistiges Erbe aus diesem Geschlecht, wenn auch von einer ‚corporate identity‘ nicht einfach die Rede sein kann.

Die Papenbrocks sind eben keine Buddenbrooks mehr und leben schon gar nicht in einem gleichen Milieu. Da sie an Besitz und Reputation noch halbwegs großbürgerlich sind, ist Lisbeths Heirat mit Cresspahl, dem Schreinermeister, eine halbe Mesalliance, wie sie bei Toni der Konsul mit

Schwarzkopf selbstverständlich verhindert und Toni das genauso selbstverständlich akzeptiert hat. Bei Lisbeth wie bei der Schwester liegt auch keine von der Familie arrangierte Ehe vor, sondern eine auf Blick und Liebe begründete Bräutigamswahl, die die Familie akzeptiert. Zwischen Cresspahl und dem Patriarchen Albert gibt es deshalb kaum größere Probleme.

Aber zwischen Cresspahl und Lisbeth reiben sich die Mentalitäten. Cresspahl ist als Handwerker Arbeiter und seinem politischen Herkommen nach Sozialdemokrat, lange bevor er als Mitglied aus der Partei austritt. Er teilt seine Denkweise mit der Partei, vielleicht kann man ihn einen säkularen Humanisten und höchst individuellen Marxisten nennen – eine grobe Zuordnung, aber wie sollte ich alle seine Handlungen so wie sein Erzähler Johnson vorführen. Jedenfalls erklärt er sich menschliches Handeln und gesellschaftliche Verhältnisse nicht als gottgewirkt oder als göttliches Schicksal, sondern erzählt sie als menschlichen Wirkungszusammenhang, ganz anders als Lisbeth. Ihr Vater ist ein ausgesprochen nationalistischer Rechter, ein Deutschnationaler, der manches mit Hitler teilt, auch wenn er sich zunehmend von ihm distanziert; ihre Mutter ist eine kirchenfromme Protestantin konventioneller Art.

Lisbeths geistiges Erbe steht also einigermaßen quer zu der ihres Vaters, aber eben auch zur sozialen und politischen Tradition ihres Mannes – die alte Homogenität von Religion, Stand und Verhalten in familienbestimmten Ehen ist vorbei. So ist der neueren Ehe einiges aufgebürdet, was ihr in Patriarchenzeiten durch die ‚passende‘ Brautwahl erspart blieb.

Aber Lisbeth, die man zu Beginn immer mit einigem Befremden an Cresspahls Seite geraten sieht, auch in Gesines erzählendem Blick, gewinnt nicht nur unsere Sympathie, sondern höchste Achtung und trauernde Anteilnahme an ihrem Lebensopfer. Denn weder will sie Cresspahl noch er sie missionieren. Vielmehr beginnen sie sich im Austausch der Gespräche und Handlungen, die ihnen der Alltag erst in England dann in Deutschland zumutet, zu verwandeln und dabei zu lieben und zu erkennen. Die Art, wie dieses Paar christliche Nächstenliebe und Schuldübernahme bei Lisbeth, weltliche Humanität und Gesellschaftserkenntnis bei Cresspahl verbindet, geht weit über diese Ehe hinaus und wird zur, wie mir scheint, schönsten ja rührendsten Erzählung in diesem Buch. Gesine und Marie werden dann in Amerika an dem schwarzen Mädchen Francine ähnlich liebevoll realistisch handeln, genau wie sich Gesine und D. E. für einen Sozialismus mit menschlichem Antlitz in Prag einsetzen werden, obwohl der für die ameri-

kanische Rüstung arbeitende D. E. Gesines Sympathien nicht oder doch lange nicht mehr geteilt hat. – So ist auch hier das Familiengedächtnis zugleich Übernahme, Erweiterung und Differenz zum geistigen Erbe.

Es ist sehr schade, dass ich Lisbeths und Cresspahls Weg nach England und von dort zurück ins Deutschland der Nazis und bis in die Reichspogromnacht 1938 nicht aus der gleichen behutsamen Nähe erzählen kann wie Johnson. Das ist ja ein Grundübel jeder literaturwissenschaftlichen Arbeit. Ich kann nur ein kleines Beispiel des Anfangs in England und des schrecklichen Endes in Deutschland etwas genauer beleuchten.

Die Erzählung von Lisbeths Weggang aus England beginnt wie alle Jahrestage mit einer Gegenwartsnachricht über Amerika und seine Massenarmut, deren Bekämpfung „Billionen Dollar haufenweise und die Anstrengung einer ganzen Generation“ kosten würde, so wird am 4. Oktober 1967 erzählt, und dann heißt es von Marie, sie „ist da gar nicht ängstlich, in einem solchen Land“. So endet der Erzähler den ersten Teil seines Jahrestags, diesmal mit einer ziemlich präzisen Analogie zum zweiten erinnernden Teil, der die Massenarmut und Arbeitslosigkeit in England darstellt – und dann Lisbeths genau gegenteiliger Reaktion darauf erzählt, sogleich im anschließenden Satz: „Lisbeth Cresspahl war ängstlich in England“ (141).

Diese kontrastive Analogie zeigt die Anpassungsfähigkeit der Enkelin im neuesten Amerika, damit aber auch ihre Lebensfähigkeit in solchen modernen Verhältnissen – genau das, was ihrer Großmutter im England der Dreißigerjahre nicht gelingt. Man sieht, wie der Erzähler die Familiengeschichte zugleich genau erfasst und umfassend erweitert; und was es bringt, nicht gleitend kontinuierlich zu erzählen, sondern in Generations- und Zeitsprüngen die Probleme vergleichend und wechselseitig sich spiegelnd einander gegenüberzustellen. Man weiß deshalb auch nicht, ob man gegenüber Maries lebensfähiger Anpasstheit nicht die altertümliche Unangepasstheit Lisbeths richtiger finden soll, auch wenn sie für sie immer lebensgefährlicher wird.

Lisbeth ist nämlich eine durch Stand und religiöse Tradition eigentümlich wahrnehmungsfähige geworden, eine sensible Frau.

Sie hatte Angst vor den Arbeitslosen, die [...] aus Wales, Nordengland, Schottland nach London marschiert kamen, eine abgerissene Masse Männer, denen auch sie schlechte Ernährung und erbärmliches Wohnen ansah. Sie stand in einer dünnen Reihe Zuschauer [...],

eine Bürgersfrau in einem neuen Mantel, einen Fuchskragen um den Hals, in Schuhen nach der diesjährigen Mode und blickte etwas töricht, sehr erschrocken auf den Hungermarsch (141).

Was Lisbeth hier massenweise und deshalb ängstlich mit Anteil nehmendem Erschrecken wahrnimmt, aber trotz der kommunistischen Organisation des Marsches nicht abwehrt und abtut, das rückt ihr im Hause ganz nahe durch einen Lehrling aus Cresspahls Werkstatt, Perceval: Er muss mit seinem kleinen Lohn auch noch Eltern und Geschwister durchbringen. Lisbeth lernt diese Lebensverhältnisse der Ritchetts persönlich kennen. Sie traut sich aber nicht mit Almosen zu ihnen, „die hatten auch ihr Scham eingejagt“ (142). So bittet sie ihren Mann um Hilfe: „Gib dem Jungen mehr Lohn“, sagt sie zu Cresspahl. „Von deinem Küchengeld gib ihm, Lisbeth“ (142), antwortet der Werkmeister Cresspahl, der selbst nur angestellt ist und keinen Spielraum hat. Er verweist sie auf ihren eigenen persönlichen Handlungsspielraum mit dem Haushaltsgeld.

Eine für Johnson durch und durch typische Gesamtpartie, die die allgemeinen Verhältnisse mit dem Hungermarsch erzählt, dann den Einzelfall in direkte Reichweite und Handlungsnahe der Hauptgestalt bringt und nun erst die Enge, den begrenzten Handlungsspielraum der Personen zeigt. Der Sozialdemokrat Cresspahl reagiert dann mit einer allgemeinen Ursachenerklärung der Arbeitslosigkeit und Armut, während Lisbeth mit ihrem geistigen Erbe, das hier nicht mehr hilft, aber dennoch in ihr wirkt, in Bedrängnis gerät:

Als sie noch Papenbrock hieß, war sie sicher gewesen. Für Gerechtigkeit hatte sie nicht einen Begriff mitgebracht, sondern ein Empfinden. Das Empfinden, beraten von der evangelischen Religion, ließ Unterschiede zu, allerdings nicht krasse. Die Armut in Mecklenburg war vor ihr versteckt gewesen: in der Verspätung der Mecklenburgischen Seele, im Vertrauen der Familie Papenbrock auf ihr Recht zu bevorzugtem Leben, in regelmäßigen Spenden, in dummen Sprüchen, wie dem vom Tüchtigen und seinem Lohn. Da hatte sie sich nicht in Gefahr geglaubt (142).

Was Lisbeth jetzt in England wahrnehmen muss an allgemeiner und besonderer Armut, was sie durch Cresspahls Erklärung als Folge „wirtschaftlicher Gesetze und wirklicher Personen“ begrifflich erkennen muss und nicht als ein von Gott verhängtes Schicksal, denn einem „Schicksal hätte sie

sich womöglich überantwortet“, dafür hat Lisbeth keine Haltung bereit. Anteilnahme und Gerechtigkeitsgefühl, wie sie ihr in Familie und Kirche zugewachsen sind, geraten in Widerspruch zu dem, was sie nun in England erkennt. Aber auch ihr persönliches Handeln im Einzelfall Perceval treibt sie in einen Widerspruch. Sie kam „sich gefangen vor. Denn Wohltätigkeit über ein gutmütiges Maß hinaus hätte ihr ins Küchengeld geschnitten, hätte den Traum vom eigenen Haus beschädigt. Sie war also ungerecht, und sie glaubte“, dass „der Ungerechtigkeit eine göttliche Strafe auf dem Fuß“ (142f) folgen würde – oder gar sie selbst ein solches Gericht ausüben müsse. Wie sich noch zeigen wird, wenn sich die Unrechtsverhältnisse noch zuspitzen.

Johnson entlarvt in Lisbeth nicht etwa bürgerlich religiöses Bewusstsein, wie wir das immer so hochmütig und hämisch in der Achtundsechziger-Zeit gehört haben, vielmehr erzählt er mit jener aufmerksamen Bedachtsamkeit, die auch Cresspahl eigen ist, wie die arme Lisbeth als Person austragen muss, was ganze Generationen von Familien- und Kirchenvätern in ihr angerichtet haben, sodass sie für allgemeine Verhältnisse noch keinen Begriff der Gerechtigkeit finden kann – für den besonderen Perceval aber auch das bisschen eigenen Haus-Traum nicht aufgeben will – sehr verständlicherweise, aber damit wieder persönlich ungerecht, sündig und dafür bestraft: jetzt, bald oder später. Das alles mag wegen der engen Dimensionen durchaus ein wenig kleinkariert und komisch sein, aber richtiger noch ist es eine große Tragödie, die dieser kleinen Person aufgebürdet wird. Die vornehmen oder erhabenen Probleme der bedeutenden Familien haben sich in die der kleineren Leute verschoben und damit verwandelt: Das ist, was dem Genre Familienroman nach den *Buddenbrooks* historisch aufgegeben war und erst jetzt eingelöst wird.

In ihrem Zwiespalt will Lisbeth weg aus diesem Land: „So schlimm“, denkt sie, „ist es in Deutschland nicht. Als sie dem Kapitalismus zum ersten Mal begegnete, hielt sie ihn für etwas Ausländisches“ (143). Und deshalb will sie nach Deutschland.

Es ist das Deutschland von 1933, in das sie nun kommt und das ihrem Bewusstsein noch genauso versteckt ist, wie ihr früher die Armut in Mecklenburg verborgen war, in die sie nun zurückkehrt, schwanger mit ihrer Tochter Gesine, und wohin ihr, wie erwähnt, ihr Mann aus Liebe nachfolgt. Obwohl er weiß, wohin er da geht und deshalb gleich zu Beginn auf seiner

Reise eine Haltung einzuüben anfängt, die Wissen und Handeln so zu verbinden versucht, dass er darin überleben kann.

Das sind die gleichen Probleme, die Gesine und Marie in Amerika zu bewältigen haben und was sie im Erzählen der Ehe von Lisbeth und Cresspahl klären und üben. Das ist überhaupt das, was dieser Familienroman über die Generationsreihe hinweg als Geschichten-Gedächtnis versucht.

Lisbeth, in England bis zur Schmerz- und Schamgrenze treffbar geworden für soziales Leiden und Unrecht und für die winzige persönliche Mitschuld daran, wird in Deutschland fünf Jahre auf die Untaten des Nazi-Reichs blicken, angstvoll entsetzt, was da im Großen geschieht und direkt in ihrer Nähe: was zum Beispiel dem jüdischen Arzt Semig als einem von Vielen passiert, der Christ geworden ist und den sie gut kennt. Am Ende, im November des Jahres 1938, holen sie alle diese Schrecknisse ein und überfallen sie, als das Mädchen Marie Tannebaum, das „Judenbalg“, wie die SA-Männer es nennen, von ihnen hinterhältig erschossen wird.

Über der großen Menge an Ereignissen, die der Erzähler und seine Erzählerin aus dem Amerika der Sechzigerjahre und den Untaten aus dem Deutschland der Dreißigerjahre erzählen, kann man die fast unscheinbaren Nachrichten von Lisbeths zunehmender Bedrängnis und ihrer Verwirrung bis in Opfer und Selbstopfer hinein leicht übersehen oder gar missverstehen, wie das auch mir selbst lange passiert ist. Da ist zum Beispiel ein angefangener Leserbrief Lisbeths an den Lübecker Generalanzeiger, in dem sie die „Unmenschlichkeit des englischen Kapitalismus bloßstellen wollte, wenn es ihr doch um die Erinnerung an ihre Londoner Zeit gegangen war, und um das Verlangen, sich selbst zu strafen“ (691f). Oder wenn die Butterbrote der Gesellen Cresspahls angeknabbert sind und sich herausstellt, dass das die kleine Gesine getan hat, weil sie Hunger hatte, weil Lisbeth sich und das Kind hungern lässt, als Ausgleich und Sühne für das allgemeine Unrecht, als Selbstbestrafung und Opfer; und dem Kind dann doch eine Cola kauft, weil sie „Mitleid hatte mit sich und dem vor Hunger blöden Kind“ (693). Oder wenn sie die Frau des Pastors Brühavers fragt, ob die Bibel den Selbstmord nicht verbietet, lange bevor sie ihn begeht.

Sie mag befremdlich sein, diese unter dem Übermaß nationaler Verbrechen in Verwirrung getriebene, bürgerlich christliche Seele, aber viel eher verlangt sie erschrockene Anteilnahme, wie sie ihr auch Gesine in ihrem Fieber- und Feuertraum nicht versagt, indem sie anstelle der Mutter in dem angesteckten Hause verbrennt.

Vergangenheit wird, wie man an diesem Beispiel sieht, nicht immer nur in erzählerischer Klarheit, Helle und im Hinblick auf alltagspraktische Reflexion und Orientierung in die Gegenwart herübergeholt, so wichtig, ja dominant im Roman diese Art des Generationenhandelns auch ist. Vergangenheit, wo sie traumatisch war, wird wie hier öfter traumatisch wiederholend erlitten, wie Christian Elben (*Ausgeschriebene Schrift*, 2002) gezeigt hat, gerade auch an Metaphern und Bildern des Feuers und Meers oder ihren visionären Realitäten. Seinen Hinweis auf Freuds berühmten Aufsatz „Erinnern, Wiederholen, Durcharbeiten“ sollte man freilich eher als Blick auf ein analoges literarisches Verfahren nutzen, wie man überhaupt die Zielrichtung alltäglicher Praxis in diesem Roman nicht hoch genug einschätzen kann. Das ließe sich auch an Cresspahls sorgfältig kluger Wiedererkennung von Lisbeths Selbstverbrennung, sowie an Gesines und Maries Gespräch darüber und den Feuertraum Gesines entdecken. Tragik wird anerkannt in den *Jahrestagen*, aber immer wird auch das mögliche gute Handeln gesucht.

Selbst Lisbeth, zunehmend in die Enge getrieben, versucht sich zu retten, macht Fluchtversuche. Sie geht ins Kino. Sie geht mit Cresspahl auf einen Festball. Sie „lässt zweieinhalb Stunden keinen Tanz aus. Sie war so munter lachlustig locker“ wie früher, an Cresspahl gelehnt, zu dem sie vorher gesagt hatte über die deutschen Dinge: „Es ist alles meine Schuld Cresspahl“, und er antwortet in ruhigem Bewusstsein: „Jetzt ist das meine auch, Lisbeth“ (207). In ihrer Verwirrung ist so viel Wahrheit wie in Cresspahls klarer Erkenntnis.

Lisbeth in Gneez. Sie sieht, wie die Synagoge brennt, sieht, dass Polizei die Straße von beiden Seiten abgesperrt hat, dass sie die Synagogenplünderer nicht hindert und ihren Lastwagen passieren lässt. Dass nun die Feuerwehr kommt und eilig alle Anstalten zum Löschen macht, doch dann gerade nicht löscht, sodass die Synagoge ausbrennt, während der alte Rabbiner gewaltsam abgeführt wird.

Lisbeth danach in Jerichow, wo, vor Tannebaums Laden, der Bürgermeister persönlich, Polizeichef und Ortsgruppenführer der SA in einer Person, mit gezogenem Revolver die Rolle der Polizei übernimmt. Er schützt aber nicht die Familie Tannebaum mit seiner Pistole, er schützt die verkleidete SA, als sie das Türglas einschlägt mit der Axt, als sie den Laden verwüstet, als sie die Kasse durchs Schaufenster auf die Straße schleudert, dass das Geld auf den Boden fällt. „„Dat's nich recht“, sagte eine weibliche Stimme, offenbar die einer alten Frau, bekümmert und entsetzt in einem“:

die einzige Reaktion der zuschauenden Menge. Einer der Täter stößt Oskar Tannebaum aus dem Laden heraus, sodass er fällt. Zwingt ihn dann, kniend das Geld einzusammeln und zum Bürgermeister, zu tragen. Der es verächtlich auf die Straße wirft und darauf herumtrampelt, als Lisbeth dazu tritt. Sie hört erst den zweiten Schuss und sieht jetzt seine Folgen:

„Dann kam Frieda Tannebaum aus dem Haus, langsam [...] Auf den Armen hatte sie das älteste Kind. Sie stellte sich wie Oskar, mit dem Rücken zur Wand. Sie sahen sich über das Kind hinweg an. Das war die Marie Tannebaum, acht Jahre alt, ein wildes verschlossenes Mädchen“, das „der Lehrer [...] nicht mehr in seine Schule gelassen hatte [...] Als sie der Mutter zu schwer wurde, glitt sie mit ihr in den Armen auf den Boden, immer gehorsam mit dem Rücken zur Wand, und fiel über ihr zusammen. Sie hielt ihr Kind immer noch wie eins, das bloß schläft und nicht aufwachen soll“ (724).

Eine weltliche Pietá. Eine Jüdin, die ihr von ‚Ariern‘ hingeopfertes Kind über dem Schoß in den Armen hält.

Und jetzt wird die kleine, empfindliche, eher bürgerlich angepasste christliche Frau, wird diese verwirrte und verwirrend gerechte Seele ihre erste große Tat tun. In der Nacht vom 9. auf den 10. November, der Reichspogromnacht, die man wegen der eingeschlagenen Scheiben hämisch und zynisch Kristallnacht genannt hat. Die erste dieser ihrer beiden Taten richtet sie nach außen, gegen die Schänder und Mörder, ganz allein unter den bloß zuschauenden Bürgern: Da war Lisbeth

vorgetreten, um Friedrich Jansen herumgegangen, so dass der den ersten Schlag ins Gesicht bekam, ohne ihn zu ahnen. Sie schlug aber mehrmals zu, obwohl sie den großen, schweren Mann gar nicht im ernst treffen konnte. Sie schlug wie ein Kind, ungeschickt, als hätte sie es nicht gelernt (724).

Die zweite ihrer beiden großen Taten ist nach innen gerichtet, gegen sie selbst, oder richtiger: durch sich selbst, indem sie ihr eigenes Leben als Sühneopfer darbringt für die Untaten der Nazis in Jerichow, Gneez und im ganzen Reich. Sie verbrennt sich selbst in ihrem Haus.

Was Lisbeth hier allein in ihrem Haus tut – denn Cresspahl ist auf eine Reise gegangen, und sie hat ihre Tochter eigens mitgeschickt in einer Art

letztem Abschied, sodass man nachträglich ahnen kann, dass das ihr Vorhaben war –, das erzählt uns keine der Stimmen des Romans, die Einblick in diesen Vorgang der Selbstverbrennung hätte. Und so bleibt – durch eine schöne erzählerische Scheu – verschlossen, was in ihr, der weiblichen Opfergestalt, geschah. Nur die nachträglichen Recherchen der Feuerwehrleute und Kriminalpolizisten, also die äußeren Spuren, erfährt Cresspahl in einem Verhör; geht dann selbst in das verbrannte Gebäude und folgt Schritt für Schritt ihren Spuren. So begleitet er sie bis in ihren Tod, aber von innen. Erst jetzt erkennt er plötzlich, nachträglich, was in den vergangenen Monaten in ihr vorgegangen sein muss, weil er vom Ende der Kette her die früheren Anzeichen deuten kann. Deshalb sagt der Erzähler, als er in das verbrannte Haus eintritt: Cresspahl „ging nicht suchen, er ging finden“ (745). In seiner Todesanzeige schreibt er deshalb auch klar und deutlich: „Lisbeth Cresspahl ist aus dem Leben gegangen“. Es ist nicht die übliche „Rede von tragischem Geschick, von Gottes (unerforschlichem) Ratschluss“ (759) und ähnliche Sprüchen.

Damit liegt offen zutage, was wir mit dem Namen Selbstmord benennen und damit immer zugleich verdecken. In der Stadt und für den Pastor Brühaver bedeutet das nach der kirchlichen Vorschrift, dass Lisbeth nur ein reduziertes, verstümmeltes Totenritual erlaubt ist. Aber Cresspahl will sowohl die deutliche Todesanzeige wie das vollständige Ritual. Brühaver gewährt ihm das eine wie das andre – und noch sehr viel mehr: Er tut es für Lisbeths innere Ehre. Er tut es auch für seine eigene Aufrichtigkeit und das öffentliche Zeugnis in seiner Predigt. „Es war, als ob er aufgewacht wäre“, sagt seine Frau, denn er hatte sich bisher so verhalten, dass er unter den Spitzel-Augen der Geheimen Staatspolizei nicht in Gefahr kam. Jetzt aber enthält er Lisbeth nicht mehr vor, was ihr zusteht. Und was die Bürger der Stadt angeht und was sie nicht angeht.

In seiner Totenrede sagt er: „Es ging die Bürger von Jerichow gar nichts an, wie Lisbeth Cresspahl gestorben sei [...]. Es sei eine Sache zwischen Lisbeth und ihrem Gott“, so beginnt der erste Teil seiner Predigt. „Hingegen ging es die Bürger von Jerichow sehr wohl an, dass Lisbeth gestorben war. Sie hatten mitgewirkt an dem Leben, das sie nicht ertragen konnte [Hervorh. H. H.]“ (760).

So beginnt der zweite Teil, in dem er die Nazi-Untaten in Jerichow und Gneez aufzählt und ihre Duldung durch die Bürger der Stadt. Der dritte Teil aber geht auf Brühavers eigenen Anteil an ihrem Tod, auf ihn, „der ge-

sehen habe nur auf die Verfolgung der eigenen Kirche, der geschwiegen habe entgegen seinem Auftrag“ (761). Brühaver wird so zu einem unmittelbar persönlichen Teil der Bekennenden Kirche.

Der Schluss seiner Rede aber bringt die den ganzen Roman durchziehende richtige Vorstellung zum Ausdruck, dass in einem kollektivem Handeln jeder Einzelne für die Gesamthandlung mitverantwortlich ist, selbst wenn sein Anteil nur klein ist: „Wo alle Gottes immerwährendes Angebot zu neuem Leben nicht angenommen hätten, habe ein Mensch allein darauf nicht mehr vertrauen können“ (961).

Brühaver wird noch in der Nacht von der Gestapo abgeholt und kommt erst nach Kriegsende aus dem KZ wieder frei.

Gesine und Marie geben der hier endenden Geschichte von Lisbeth und Cresspahl den Titel: „Wie der Großvater die Großmutter nahm“, sagen also auf witzige Weise und gewollt unangemessen genau das, was wir seit der Patriarchengeschichte immer eine Brautwahl und ihre Folgen genannt haben. Man wird nicht bezweifeln, dass das wichtig und folgenreich für eine Familiengeschichte ist, aber sich vielleicht wundern, dass ich so viel Einzelheiten und Ereignisse rund um die Familie herum in dieser Ausführlichkeit behandelt habe. Hätte ich das indessen nicht getan, so hätte ich zerstört, was für diesen Roman und eine moderne Ehe so charakteristisch ist: Das liebevolle und wachsame Erzählen, das bis ins kleinste Ereignis des Alltags wie die größten Zeitereignisse reicht, die darein wirken. Und nur so kann auch deutlich werden, welche Bedeutung das Leben von Eltern und Großeltern im Erzählen für das eigene Leben der jüngeren Generation haben kann – bis ins vierte Glied. Und wie sie und wir selbst noch mit den kleinsten Handlungen am größten Unheil beteiligt sind.

D. E., dieser bei aller wunderbaren Lebenssicherheit und amerikanischen Souveränität höchst behutsame Freund und Geliebte Gesines, ein wichtiger Mann für die USA, schreibt in einem Brief an sie:

„Dass ich in der Arbeit abwesend bin, nur noch Fähigkeit, nicht Person. Dass ich längst aufgegeben habe, meine Arbeit zu rechtfertigen [...] Eben das Fehlen biografischer Anstöße entsetzt dich: ich verführe über keine Biografie, es sei denn eine tabellarische. Du aber“,

so fährt er dann fort,

„hast eine rundum belebte Vergangenheit, Gegenwart mit den Toten, und noch deine Marie weiß genauer wer sie ist, weil ihre Herkunft ihr bekannt gemacht wird“ (816f).

So schreibt er am 3. März 1968, als er einen gefährlichen Flug machen wird und nicht lange, bevor er dann umkommt in dem großen Kriegsgeschehen der Russen und Amerikaner. Es ist einer der schönsten Liebesbriefe die ich kenne, und sein Wunsch („ICH WÜNSCHTE, DU WÜRDEST MIT MIR LEBEN“, 817) ist eine Erzählgemeinschaft, eine, hätte ich beinahe gesagt, narrative Liebe, wie sie Gesine und ihre Tochter Marie schon haben.

„Eine rundum belebte Vergangenheit, Gegenwart mit den Toten“: Das ist Familiengeschichte.

*

Ich vermute freilich, dass nicht nur das Romanerzählen, sondern auch das innerfamiliäre Erzählen sich verändert hat und ungleich schwieriger geworden ist und komplexer hätte werden müssen, ohne das freilich leisten zu können. – Für diese Problematik wäre unter anderem Harald Welzers *Opa war kein Nazi* (2002) eine ideale Ergänzung.

Man kann ja generell feststellen, dass in traditionellen Familiengeschichten Erzählzeit und Erzähldichte für die Gegenwartsgeneration zunehmen, für die Vergangenheitsgenerationen dagegen kontinuierlich abnehmen. In den *Buddenbrooks* könnte man das anhand des Verhältnisses von Erzählzeit und erzählter Zeit regelrecht nachrechnen und eine ziemlich steil ansteigende Kurve zeichnen: Für die Familie bis zum Firmengründer reicht eine einzige Seite; über den alten „Monsieur Johann Buddenbrook“ sind es schon wesentlich mehr, über sein Geschäft, die beiden Ehen, das Verhältnis zu den Söhnen; der Konsul Jean und die Konsulin bekommen viele Bücher und Kapitel – aber Thomas und Toni ist fast der halbe Roman gewidmet, und selbst Hanno mit seinem kurzen Leben, welche Verdichtung in dem langen Typhus- und Todeskapitel. Das hat sich in den *Jahrestagen* verschoben. Ohne dass ich hier genauer nachzählen oder ungefähr überschlagen möchte, kann man feststellen, dass die Großeltern und Eltern kaum weniger ausführlich erzählt werden als Mutter und Tochter Gesine und Marie.

Natürlich hängt das damit zusammen, dass das Familiengedächtnis über die Vorfahren – wenn es nicht Chroniken, Anekdoten oder verfestigte Erzählungen gibt – ‚nach hinten‘ abnimmt und ‚nach vorn‘ in die eigene

Gegenwart zunimmt. Das gilt wahrscheinlich für das fiktionale wie das innerfamiliär faktuale Erzählen. Aber es hängt gewiss auch zusammen mit der Funktion, die das Erzählen in traditionellen Mehrgenerationenfamilien hatte, die in vergleichsweise weniger wandlungsstarken Gesellschaften lebten. Die Vorfahren und die Toten konnten musterhaft sein, immer und über die Zeiten hinweg leuchtende Vorbilder, und auf diese Weise mussten sie ins Familiengedächtnis eingetragen werden, wenn sie die ‚Corporate Identity‘ ihrer Nachfahren prägen wollten, die für die Fortdauer der Familie selbst notwendig war. Das alte lateinische ‚de mortuis nihil nisi bene‘ war nicht nur Pietät gegenüber den toten Vorgängern, sondern für deren Leitbildcharakter für die Nachfahren unabdingbar.

Aber schon in den *Buddenbrooks* kann man sehen, wie sich das ändert. Der als Vorbild erzählte Firmengründer Johann Buddenbrook mag beruflich und in seinen beiden Ehen noch halbwegs vorbildlich erscheinen, obwohl er als Vater in seinem Verhalten gegenüber dem erstgeborenen Gotthold schon ziemlich problematisch dasteht. Sein Sohn Jean, der Konsul aber, sehr viel gebrochener schon, gibt zusammen mit eben diesem Bruder Gotthold als Vorbild und Schreckbild das doppelte Muster, das für die Folge als ein Kontrast die Wegmarken zur Rechten und Linken aufstellt, so ähnlich wie Abel und Kain in der nachparadiesischen Epoche der ersten Familie. Aber wenn dieses doppelte Muster auch noch durchschimmert in der nächsten Buddenbrook-Generation, mit Thomas und Christian als Vor- und als Schreckbild, so ist es doch damit nicht mehr ganz richtig. Im Gegenteil, die gewiss enorm tapferen beiden Charaktere Thomas und Toni ruinieren sich gerade durch ihre überanstrengenden Haltungen. Und fast noch schlimmer: Toni mit ihren gescheiterten Ehen – die keineswegs durch ihre Schuld zerbrechen, sondern weil Familientradition und Verhältnisse längst nicht mehr zusammenpassen – Toni kann und darf natürlich für ihre Tochter kein Vorbild mehr sein. Und Thomas‘ hochproblematische Selbststilisierung zum Leistungsmenschen, den die modern beschleunigten Verhältnisse längst überholt haben, erdrückt ja seinen Sohn Hanno gerade durch seine sich selbst zwingende Haltung. Das große Vorbild wird jetzt lebensgefährlich, ja wirkt auf Hanno direkt tödlich.

Ganz zu Recht hat deshalb der Rezensent eines postmodernen Familienromans schon in seiner Überschrift von der „Vermeidung der Hanno-Falle“ durch die beiden letzten Generationen aus unserer Zeit gesprochen. Freilich bedeutet diese Vermeidung auch die völlige Isolation gegenüber den

vorausgehenden Generationen. Sie geraten in Thomas von Steinaeckers Roman *Wallner beginnt zu fliegen* (2007) ganz aus den Augen und aus dem Sinn, sodass sie umgekehrt auch nicht mehr zur kritischen Reflexion und narrativen Orientierung zur Verfügung stehen. Es ist vielleicht symptomatisch für den neuesten Familienroman – und durchaus über ihn hinaus auch für Tendenzen unserer Zeit –, dass die Befreiung von der Familiengeschichte zugleich den Verlust einer komplexeren Identität mit sich bringt, eine Anpasstheit und Stromlinienförmigkeit im reißenden und immer schnelleren Strome der Zeit, wie sie D. E. noch rückgängig machen wollte im erinnernden Leben mit Gesine und Marie. Aber es könnte gut sein, dass man sich solch anspruchsvolle Identitäten nur schwer leisten kann: dergestalt, dass an die Stelle der Überbetonung der alten Familientradition nun ihre Unterbetonung tritt und dass eine ausgewogene Balance und wechselseitige Nutzung, wie sie die *Jahrestage* erzählen, nur eine schöne und schwere Episode sein wird.

Aber genau wie eine bloß an gegenwärtigen Rollenzwängen orientierte Bildlosigkeit, so führt auch die an Vorbild wie Schreckbild orientierte Identitätsbildung in die Irre. Beide spiegeln eine Einfachheit und Klarheit vor, die in den hochkomplexen modernen Gesellschaften nicht mehr gelten und befolgt werden dürfen, ja bei Strafe des Untergangs auch nicht mehr können.

Lisbeth ist weder Vorbild noch Schreckbild, sondern ein wichtiges Denkbild für ihre Kinder und Enkelkinder. Ihren moralisch fast antiken Opfergang, den werden wir vielleicht heute nutzlos und verstiegen finden und für uns selbst kaum wählen, so wenig wie Cresspahl, Gesine, und gar Marie das getan haben. Aber Cresspahl sieht nicht nur die Spur seines eigenen Denkens in ihrem Tod, er sieht vor allem sehr scharf, wie Lisbeths Mutter sie mit ihrer leicht bigotten Religiosität in eine verquere Haltung getrieben hat. Wie überhaupt Cresspahl in einem zugespitzten Nachtrags-Gespräch zum zweiten Band sich bei Gesine für diese Papenbrocks als Ahnen und Familienerbe gleichsam entschuldigt.

Nur – man kann sich seine Vorfahren nicht wählen. Wohl aber kann man das Erbe annehmen, abweisen oder vor allem differenzieren und zum übenden Denken und Handeln nutzen, auch da wo es scheitert. Denn Scheitern und Tragik wollen *auch* akzeptiert sein. Und das fällt uns Modernen schwer, ja fast erscheint uns fast undenkbar: Irgendwer oder notfalls auch wir selbst müssen doch einen Fehler gemacht haben, der zu vermei-

den gewesen wäre! Doch wenn uns das Schicksal oder die Zeitverhältnisse auch über sein mögen, so gilt trotzdem auch der Versuch glückenden oder wenigstens umgänglichen Handelns, wie ihn D. E. an Gesine und ihrer Tochter so liebt.

Ihr rundum lebendiger Umgang mit den Toten, ihre immer erzählerische Reflexion, eine wechselseitige Spiegelung von Vergangenheit und Gegenwart, eine Bewegung zwischen den Zeiten, die beweglich erhält, spannkraftig in den immer noch schwer oder gar nicht oder nur halb und halb zu bewältigenden Schwierigkeiten und Widersprüchen des Alltags. „Beweis, dass es unmöglich ist zu leben“, so der Titel einer Erzählung des frühen Kafka – und doch gilt auch, die rechte Sache nicht aufzugeben, wie es von Cresspahl und Gesine einmal heißt. Eine geistige Alltags-Gymnastik statt des bloß körperlichen Fitness-Trainings, das ist das Erzählen, mit dem Marie Gesine beauftragt wie Gesine den Genossen Schriftsteller.

Das brauchen die beiden jeden Tag. So wie wir auch. Und weil wir damit genug zu tun haben, will ich aus den Tausend Einzelheiten ihres Roman-Lebens zuletzt nur noch die schwierige Aufnahme des schwarzen Mädchens Francine für einige Zeit in Wohnung und Haus der Weißen am Riverside Drive zur Übung vorschlagen. Denn die erzählerische Zweiteiligkeit der Jahrestage hat, als ihren dritten entscheidenden Anteil, das praktische Tätigwerden im amerikanischen Alltag.

*

Die Geschichte des schwarzen Mädchens Francine und ihrer Mutter wird – unter dem 11. Februar – kurz vor der Geschichte des jüdischen Mädchens Marie Tannebaum – unter dem 14. Februar 1968 – erzählt; das amerikanische Gegenwartserlebnis löst die erinnernde Erzählung des faschistischen Vergangenheits-Ereignisses erst aus. Gesine und Marie holen Francine aus einer Messerstecherei heraus, bei der ihre Mutter schwer verletzt wird, und nehmen sie mit nach Haus, während Lisbeth Marie Tannebaum und ihrer Mutter nicht mehr helfen kann und von da an ihrem Opfertod entgegengeht.

Es sind beide Male Mütter mit Töchtern, die vor Mutter und Tochter in Not stehen, eine bedeutsame Konstellation, die der Erzähler geschaffen hat. Sie stellt zum einen mit Marie Tannebaums und Francines Schicksal den deutschen und den amerikanischen Rassismus nebeneinander und einan-

der gegenüber, die ja beide sowohl in den Großerzählungen der NS-Zeit wie auch in den Nachrichten der *New York Times* ständig gegenwärtig sind. Und wenn der Erzähler später, wenn Francine wieder in ihrem Slum „verloren“ sein wird, diesen nach langer Beschreibung ein „Gefängnis“ nennt, „in das die Gesellschaft jene deportiert, die sie selbst verstümmelt hat“ (845), dann rückt er mit seinen Benennungen von Gefängnis, Deportation und Verstümmelung die amerikanischen Zubereitungen doch ziemlich nahe an Ghettos, Deportationen und die geistigen und körperlichen Verstümmelungen heran, die die Deutschen unseren Juden schon lange Zeit vor und dann erst in ihrer Vernichtung zugefügt haben. Aber er setzt die Verhältnisse dennoch nicht gleich, er verwischt nicht in unklarer Analogie die deutsche Judenverfolgung mit dem amerikanischen Rassismus, wie das manchmal Intellektuelle und der eigens benamste „Herr Enzensberger“ tun und sich dafür die grimmigste Ironie des Erzählers einhandeln. Durchaus mit Recht, weil sie sich mit ihrer groben Gleichsetzung nur ein gutes Gewissen machen, ohne die Differenzen in konkreten Ereignissen sichtbar zu machen, oder gar selbst in solche eintreten zu müssen, da sie an- und bald auch wieder abreisen werden.

Marie Tannebaum und ihre Mutter wurden, unter den Augen untätiger Zuschauer, des Bürgermeisters und der Polizei, von SA-Männern ermordet, also unter Beihilfe von Hitlers „Privatarmee“, zu der auch Horst Papenbrock zählt, und der Behörden – während hier in Amerika die allgemeinen Umstände ganz andere sind: „Wir“, so erzählen Marie und Gesine,

haben das Kind Francine aus einem Durcheinander von Funkwagen und Ambulanz und losem Müll auf der 103. Straße, weg von einer Messerstecherei und einem Zuständigkeitsstreit zwischen Polizisten, Fürsorgern und Hausverwaltern, heraus aus den gleichmütigen Zuschauern, die ihre blutige Mutter und den schreienden Kriechling umstanden (705).

Die konkrete, singuläre Erzählung dieses Ereignisses lässt nicht nur die allgemeinen, behördlich-staatlichen Verhältnisse in ganz anderem Licht erscheinen. Sie macht, auch gegenüber Allgemeinerzählungen Herrn Enzensbergers Möglichkeiten persönlichen Eingreifens, individueller Aktivität sichtbar. „Wir“, Mutter und Tochter, „holten Francine heraus“; und sie wollen sie nun aus jener zerstörten in die eigene, ein wenig bewahrtere Familie mitnehmen. – Das ist, auf der anderen Seite, das große Verdienst einer Fa-

milienerzählung, die das Große im Kleinen und umgekehrt sichtbar macht, und nicht etwa das Kleine allegorisch aus dem allgemeinen Begriff konstruiert.

Natürlich gehört dazu auch, die Schwierigkeiten nicht wegzuretuschieben. „Wissen Sie auch, was Sie da tun, lady?“ fragt schon der Wachtmeister, der Francine „nicht gerne loswerden wollte an weiße Leute“, weil er ja weiß, wie schnell sie mit schwarzen Kindern auf Widerstand stoßen und sie dann in ihre „Löcher“ zurückschaffen. Und „Sie wissen ja wohl was Sie da tun, Mrs. Cresspahl“ (705), sagt auch der Hausmeister dann, der seine Mieter im guten Riverside Drive genau kennt. Und tatsächlich ist es nicht nur Mrs Ferwalter nicht recht, und auch nicht ihrer Tochter Rebekka, dass „ihre Freundin Marie ein schwarzes Kind aufgenommen hatte“, denn „die Schwarze kam aus einer Straße, einem Haus, vor denen die kleine Jüdin nachdrücklich gewarnt worden war“ (707). Mutter und Tochter Ferwalter – das fünfte Paar dieser Art im Roman –, selbst schwer beschädigt im antisemitischen alten, mögen im neuen Land Schwarze partout nicht.

Aber selbst innerhalb der eigenen Familie wird es schwierig. Die selbstverständlichsten, ‚weißen‘ Hygiene- und Zivilisationspraktiken sind Francine fremd, ja geradezu feindlich, sie fühlt sich diskriminiert, liegt abends ganz steif im Bett, schläft nicht ein, „auf der Hut vor unausdenklicher Gefahr“ (707).

Und das ist nur der erste Tag. Marie gerät in der folgenden Zeit durch Francines Gegenwart in mancherlei Bedrängnis, in der Wohnung, im Haus und besonders in ihrer Schulkasse, in der Francine die einzige Schwarze ist und – ihre Freundin sein soll, was sie natürlich überfordert. Was Marie aber viel schwerer erträgt, was sie tiefer befremdet, das ist Francines mangelnde Bindung an die eigene Mutter und ihre Geschwister. Als Gesine im Krankenhaus nach dem Gesundheitszustand der Mutter fragt, will sie nicht an das Telefon; als sie erfährt, dass es der Mutter besser geht, „nickt sie ohne Erleichterung, eher aus Höflichkeit“. Und sie „nickte zu der Nachricht, dass ihre älteren Geschwister immer noch nicht gefunden waren und der Jüngste in einem Kinderheim, als sei es ohne Vernunft, sich das zu merken“ (706). Marie kann das Ausbleiben solcher Familiengefühle und Fürsorglichkeiten nicht ertragen, weil sie das anders gewohnt ist, und nicht verstehen kann, dass sie im Slum nicht nur lästig sind, sondern geradezu gefährlich werden können, wenn man losgelöst nur für sich selbst sorgen muss. Mangel, Elend, und Fragmentierung reichen so weit in die Familie hinein, dass Francine nicht einmal mehr ‚nach Hause‘ zurückkehren will, als sie sich

schließlich bei Gesine und Marie eingelebt hat und die zu früh aus dem Krankenhaus entlassene Mutter sie brauchen würde.

Mitten in dieser gegenwärtigen Verstörung über Francines Verhalten wechselt Marie im Gespräch mit ihrer Mutter plötzlich scheinbar das Thema und springt in die ‚Vergangenheit‘ zurück: Sie beginnt von Cresspahl zu sprechen, der nach dem Tod Lisbeths allein mit Gesine zurückbleibt und dann seine Tochter zu einer Verwandten in Pflege gibt. Man versteht diesen auch vom Erzähler nicht erläuterten, plötzlichen Sprung aus der Gegenwart in die Vergangenheit nicht, und auch Gesines Erklärung, dass Cresspahl, der ja als Spion Englands einen unverdächtigen Platz braucht und deshalb die Arbeit auf einem entfernten Flughafen annimmt, wo er das Kind nicht gebrauchen kann, beruhigt Marie überhaupt nicht. Ja sie wirft Gesine sogar vor: „Du willst Cresspahl besser machen als er war“ (831).

Man versteht diesen thematischen und zeitlichen Sprung von Francine zu Cresspahl zunächst nicht und erst dann, wenn man merkt, dass Verlassen und Verlassenwerden von Vater und Kind, von Mutter und Kind, aber auch umgekehrt einer Familie durch ihr Kind, das Mädchen Marie so beunruhigt, dass sie Cresspahl des gleichen Mangels an Bindung und Familiengefühl verdächtigt wie Francine. Die angstvolle Beunruhigung Maries aber ermöglicht es nun Gesine, von ihrem eigenen Alleingelassenwerden zu erzählen, auch wenn sie die Zwangslage des Vaters versteht. Die kleine Verletzung Maries in ihrer Gegenwart eröffnet ihrer Mutter das lösende Erzählen ihrer eigenen Verletzungen in der Vergangenheit durch das Verlassensein von Vater und Mutter. – Das ist, was ich die narrative Gymnastik des Familienerzählens genannt habe. „Erinnern, Wiederholen, Durcharbeiten“, so nennt Freud schon im Titel die drei wichtigsten Schritte in einem seiner vorsichtigsten therapeutischen Aufsätze.

Die Gegenwartsgeschichte von Mutter und Tochter, die ja auch zuletzt Francine wieder allein lassen müssen, führt aber nicht nur auf die Vergangenheitsgeschichte zurück, sondern verändert sie auch. Einmal, weil der gegenwärtige Blick auf die Fallen, Tücken und Details des Alltags den Blick für die Vergangenheit schärft und so alte, eingefahrene Erzählungen, Anekdoten und Legenden neu aufrollt und eine dichtere Inhaltsfülle erzeugt oder zumindest verlangt, wodurch die bisher erzählte Vergangenheit ihre Macht über die Gegenwart verliert und geradezu umgekehrt von ihr und ihren wichtigen Problemen abhängig wird. Aber die Vergangenheitsge-

schichte verändert in diesem Prozess auch ihre Erzählweise selbst, ihre Modalität, ihren scheinbar so unumstößlichen Indikativ realer Vergangenheit. Marie merkt im Laufe ihrer narrativen Gespräche mit ihrer Mutter, wie der kleine Rest der Geschichten in ihren Gedächtnis langsam anwächst und sie fragt, wie Gesine das „anstellt“. Darauf fragt Gesine an dem gerade anstehenden Beispiel zurück: „obwohl die Geschichte nur möglich ist?“ Und da antwortet ihre immer doch ziemlich kluge Tochter: „Es ist die Möglichkeit, auf die niemand kommen kann als du. Was du dir denkst an deiner Vergangenheit, wirklich ist es doch auch“ (671). Es ist fast, als habe die junge Gesine oder der älter erfahrene Autor gewusst, was die neuere Historiographie und Psychoanalyse erst etwas später entdeckt haben, wie stark nämlich die Rekonstruktionen vergangener Wirklichkeit – auch Konstruktionen sind. Marie freilich kann, viel unbekümmerter als unsere Wissenschaftler, einerseits die Potentialität und Fiktivität, die „Möglichkeit“, andererseits die Personengebundenheit, das individuelle Profil an Erzählungen herausfinden, „was du dir denkst“ und „worauf niemand kommen konnte als du“.

Auch Kristin Jahn (*„Vertell, vertell. Du lüchst so schön“*, 2006) hat auf die „Überwindung der Pole Erfindung–Bericht“ hingewiesen und damit auf eine eigentümliche Gegenwart der Toten, die im erinnernd erfindenden Erzählen Gesines sprechen und handeln. Sie hat sehr schön die dreidimensionale Zeitstruktur des Romans transparent gemacht, also Zeit nicht als lineare Abfolge, sondern als Raum, in dem alles Vergangene aufbewahrt ist und die Gleichzeitigkeit verschiedener Zeitstufen herrscht – was ja auch, wie ich hinzufügen möchte, für die Präsenz der Räume der Welt (USA, Vietnam, Prag, Ost und West) gilt. Ob man die dem Roman inhärente Poetik des Zeitbegriffs auf Benjamin und einen jüdischen Zeitbegriff zurückführen müsste, wie Kristin Jahn dies tut, bedürfte vielleicht einer Diskussion; denn sie selbst hebt doch hervor, dass es im Roman gerade nicht um „kollektives Gedächtnis“ geht, sondern um einen „ethischen Rigorismus“: Und der entspringt ja gerade erst in dem höchst individuellen Erinnern und Erfinden von Mutter und Tochter im Augenblick des alltagspraktischen Handelns der zu bewältigenden Gegenwart.

Die letzte, neue Generation einer Familiengeschichte steht damit nicht mehr unter dem Gewicht und der Gewalt der Vergangenheit, auch wenn sie Vergangenheit anerkennt. Die Chroniken und Legenden übermächtigen sie nicht mehr, wie sie es Toni antaten; sie sind nicht mehr die wirkende,

wirkliche Realität, sondern können modalisiert werden durch die Personen und ihre Gespräche. Noch immer ist die Vergangenheit wichtig, kann die Familie nicht auf ihre Geschichte verzichten, aber die jüngste Generation ist nicht mehr das Objekt autoritativer Vorfahren, sondern das Subjekt des lebendigen Umgangs mit den Toten. Die Gegenwart gewinnt ihr Recht der Präsenz zurück, das alte Präteritum wird bei aller Schwere im erzählenden Worte leicht und schöpferisch. Im Kleinen der von außen bedrängten Familien, im Großen der Nationen – und Weltgeschichte, die immer erlitten wird und deshalb auf die gleiche Weise genau und in ihrer Möglichkeit miterzählt werden will.

Literatur

Primärliteratur

Uwe Johnson. *Jahrestage*. Aus dem Leben von Gesine Cresspahl, 4 Bde. (Frankfurt a. M. 1988).

Sekundärliteratur

Elben, Christian. *Ausgeschriebene Schrift. Uwe Johnsons ‚Jahrestage‘: Erinnern und Erzählen im Zeichen des Traums* (Göttingen 2002).

Jahn, Kristin. *„Vertell, vertell. Du lüchst so schön“: Uwe Johnsons Poetik zwischen Anspruch und Wirklichkeit* (Heidelberg 2006).

Krellner, Ulrich. „Wie kannst du so reden Marie!‘: Zwei Modelle im Vergangenheitsbezug der *Jahrestage*“, in: *Johnson-Jahrbuch* 10 (2003), 121–134.

Mecklenburg, Norbert. *Die Erzählkunst Uwe Johnsons. ‚Jahrestage‘ und andere Prosa* (Frankfurt a. M. 1997).

Neumann, Bernd. *Utopie und Mimesis. Zum Verhältnis von Ästhetik. Gesellschaftsphilosophie und Politik in den Romanen Uwe Johnsons* (Kronberg/Ts. 1978).

Schmidt, Thomas. *Der Kalender und die Folgen. Uwe Johnsons Roman ‚Jahrestage‘: Ein Beitrag zum Problem des kollektiven Gedächtnisses* (Göttingen 1998).

Welzer, Harald. *„Opa war kein Nazi“: Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis* (3. Aufl., Frankfurt a. M. 2002).